

Die neue „Friedensoffensive“.

Gleichzeitig mit dem deutschen Vordringen bei St. Quentin setzte vor Ostern in englischen Blättern das Gerücht ein, daß Deutschland eine neue Friedensoffensive plane. Gleichzeitig mit den deutschen Erfolgen der Gegenwart hielten es die „Times“ für angemessen, das Märchen neu aufzuwickeln, wenn auch in etwas anderer Zubereitung. Diesmal soll Deutschland angeblich Englands mit dem Olzweig winken und Frankreich als der böse Feind und Kriegsdauerlängerer hingestellt werden. Deutschland lüchle bei den Franzosen Verdacht gegen England zu schüren, um das gegenseitige Vertrauen zu erschüttern. Nach den „Times“ ist nämlich vor der neuen Offensive an die deutsche Presse die Weisung ergangen, dem Publikum klarzumachen, daß eigentlich doch Frankreich der wahre Feind sei und Lubendorffs Ziel demnach diesmal der Vernichtung der französischen Armee gelten müsse. Ein Erfolg gegen die Franzosen sei vorteilhafter als selbst die Besetzung von Calais. Der militärpolitische Eindruck werde günstiger sein und den Franzosen ihre Behrlosigkeit und Selbstüberschätzung zu Gemüte führen.

Wer die Reize kennt, nach denen bei den „Times“ gefochet wird, dem kommt die Vermutung, daß es sich hier um eigene Auffassungen und hässliche Bemerkungen des Blattes handelt, die aber dem Feind in die Schuhe geschoben werden, um die Franzosen zu neuer Wut anzufachen, während John Bull, unklug zu helfen, nebenbei und sieht, wie der Genosse verblüht. Unterlagen dafür, daß die deutschen Absichten auf sich ein Ziel loszusteuren, sind wenigstens bei uns nicht vorhanden. Auch für Friedensangebote an England werden die „Times“ den Beweis schuldig bleiben müssen und eingestehen, daß hier wieder einmal, wie so oft, der Wunsch der Vater des Gedankens war; denn Deutschland hat, wie die Dinge liegen, keinerlei Ursache, einer britischen Regierung unter Lloyd George und einem englischen Volke unter der geistigen Führung einer Reichspressen auch nur von ferne mit dem Olzweig zu winken. Das deutsche Volk ist sich in seiner Gesamtheit klar bewußt, wo die Kriegsdauerlängerer zu suchen sind, die von einem Frieden nur hören wollen unter der Voraussetzung, daß er auf einem zerstückelten Deutschland aufgebaut werde. Die „Times“ vergessen bei ihren Behauptungen ganz, daß gerade in England und von englischer Seite das Bestehen eines Gegensatzes zwischen England und Frankreich besonders stark zum Ausdruck gebracht wurde. Aus den Botschaften in den englischen Ober- und Unterhaus, aus der englischen Presse, aus den Reden der englischen Staatsmänner geht nirgends deutlich das Bestreben hervor, Frankreich die Schuld an den verpaßten Friedensgelegenheiten und den militärischen Ereignissen der letzten Zeit zuzuschreiben. Deutlicher kam der Vorwurf zum Ausdruck in einer Rede Bassoms, in der er hervorhob, daß Auseinandersetzungen über die verpaßte Friedensmöglichkeit als unerwünscht und gefährlich für das gute Verhältnis zwischen den Verbündeten zu beurteilen seien.

Dieses gute Verhältnis! Ist es wirklich so gut — toller und inniger als je — wie von Zeit zu Zeit in Reden und Zeitungen auf beiden Seiten heftlich verächtelt wird? Die eifrigen Versicherungen sind verdächtig, bezeichnend die ersten Warnungen vor Gefahren, die das Verhältnis trüben könnten. Spricht es für ein herrliches Einverständnis, wenn England Frankreich den Vorwurf macht, daß deutsch-französische Gelangenabkommen abgeschlossen zu haben, ohne England davon in Kenntnis zu setzen? Hinzu kommen neuere Nachrichten von einem wachsenden Mißtrauen gegen England in Frankreich, von steigender Unzufriedenheit mit den englischen Heeresleistungen, einer Unzuliebe, die wächst mit jedem Schlag gegen die Briten, der durch französische Hilfe aufgefangen werden muß, mit jedem Schlag gegen die Franzosen, bei dem der Briten im Stich läßt. Es ist aber seit Beginn des Weltkrieges kaum etwas vorgefallen, was England verurteilt hätte oder

was ihm unangenehm war, daß man nicht über- lücht hätte, die Schuld daran dem Vren Deutschen aufzubürden. Die Absicht war, Eng- land weiszumachen und Born auf Deutschland abzulenkten.

Kriegshandlungen von heute.

Die letzten Kriegereignisse im Westen haben erneut die Wahrheit des Rottischen Wortes hervortreten lassen: „Bei den Operationen be- gegnet unterem Willen sehr bald der unab- hängige Wille des Gegners. Diesen können wir zwar beschränken, wenn wir zur Initiative fertig und entschlossen sind, vermag ihn aber nicht anders zu brechen, als durch die Mittel der Taktik, durch das Geschick. Die materiellen und moralischen Folgen jedes größeren Ge- fochts sind aber so weitreichender Art, daß durch dieselben meist eine völlig veränderte Situation geschaffen wird, eine neue Basis für neue Maßregeln. Sein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zu- sammenreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Baie glaubt in dem Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im voraus gefassten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen urprünglichen Gedankens zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wech- selfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich auf weit hinaus nie mit Sicherheit feststellen.“

Diese Sätze, die der Feldmarschall nach dem deutsch-französischen Kriege niederschrieb, waren immer gültig und sind es auch heute noch. Immer aber ist der Baie geneigt, an die Beur- teilung einer kriegerischen Handlung einen anderen Maßstab zu legen als er dieser zu- kommt. Wenn unsere Operationen in Frank- reich durch Pauen unterbrochen werden, schiebt er ängstlich nach den Schanden, so sehr auch die Presse bemüht sein mag, diese Pauen als sich aus der Natur der Sache ergebend hinzustellen. Die deutsche Oberste Heeresleitung ist in vollem Besitze der Initiative, sie schreibt dem Feinde das Gezielte des Handelns vor, sie ist bemüht, durch überraschende Schläge den Willen des Gegners zu brechen, zugleich aber wird dadurch stets eine neue Lage geschaffen, der die verfügbaren Kampfmittel immer wieder aus neue angepaßt werden müssen. Auch Schläge von solcher Kraft und Ausdehnung wie unsere letzten vermögen nicht sofort eine Wirkung auf den gesamten Kriegsschauplatz zu äußern. Rein Heer verfährt aber so viele tech- nischen Kampfmittel, um sie auf einer Front von 750 Kilometern gleichmäßig zum Einsatz zu bringen. Steht der Gegner uns auf einer solchen über- all in verschärften Stellungen gegenüber, so ist es nicht möglich, selbst wenn er sich zur Abwehr eines von uns geführten Stoßes an Teilen seiner übrigen Fronten schwächt, diese ohne weiteres zu überrennen. Daß die bloße Materialschlacht nicht entscheidende Erfolge erzielt, wenn der in der Abwehr Befindliche über Truppen von hohem moralischen Wert verfügt, hat die „Entente“ in drei Kriegsjahren zu ihrem Schaden erfahren, es heißt aber ander- seits die Bedeutung heutiger Waffenwirkung, vor allem der Maschinengewehre, verkennen, wenn man glaubt, dort, wo der Feind vielleicht nur in düsterer Linie zu stehen scheint, ohne weiteres die letzten Spiel zu haben.

„Das Handeln im Kriege“, sagt Clausewitz, „ist eine Bewegung in erwerbenden Mittel. Der kriegserfahrenste Offizier wird bei großen und kleinen Vorfällen, man möchte sagen, bei jedem Pulsschlage des Krieges, immer passend entscheiden und bestimmen. Durch Erfahrung und Übung kommt ihm der Gedanke von selbst: das eine geht, das andere nicht.“ Die Zahl der Abtungen haben sich zu unserer Zeit der Massenheere im Vergleich zu der vor hundert Jahren, der Clausewitz seine Betrachtungen widmete, noch unendlich vermehrt. Zwar ver- fügen wir über Verkehrs- und Nachrichtenmittel, wie sie in den Napoleonischen Kriegen noch un- bekannt waren, aber ihre richtige Verwendung stellt auch wiederum erhöhte Anforderungen an die Führung. Soham gilt es für diese, die

Reibungen zu überwinden, die der zweck- entsprechende Einsatz der heutigen zahlreichen technischen Kampfmittel mit sich bringt. Die „Frikation“ ist also seit Clausewitz unzweifelhaft gewachsen.

Nur wer eine deutliche Vorstellung von allen Schwierigkeiten besitzt, die sich aus der jetzigen Kampfweise ergeben und von den Weisgewichten, die sie an den Führerwillen hängen, vermag sich ein wirklich zutreffendes Urteil über die Be- dingungen zu bilden, denen eine heutige Kriegs- handlung unterworfen ist. Es bleibt zwar immer wahr, daß die Strategie nur die An- wendung des gefundenen Menschenverstandes auf die Kriegsführung ist, wie Rolke sagt, und daß nach Clausewitz alles im Kriege sehr einfach ist. Darum ist es aber noch nicht ohne weiteres dem ungeschulten Vorstellungsvermögen eines jeden zugänglich; denn nicht umsonst legt Clausewitz hinzu: „Das Einfachste ist schwierig.“ Überlassen wir es daher getrost unseren Feinden, uns Ziele anzudichten, die uns an- geblich vorgezeichnet haben sollen, und ihren Bälkern weiszumachen, daß ein Nüchternheit dieser Ziele deutschen Niederlagen gleichquachten sei. Vertrauen wir weiter auf unsere Oberste Heeresleitung, daß sie durch ihre Taten solches Abgemache zerreißen werde, aber lernen wir, diese Taten nach Zeit und Ausmaß richtig würdigen.

Früh u. Freitag-Boxingabend, Chef des Stellvertretenden Generalstabes der Armee.

Briefe aus dem Reichstag.

(Orig.-Ber.) — 12. Berlin, 14. Juni.
Von den kleinen Anfragen, mit denen die heutige Sitzung begann, ist die des Abgeord- neten H. Schuler erwähnt, der über die völkerrechtswidrige Überführung der Siam- Deutschen nach indischen Konzentrationslagern und den geplanten Abtransport der China- Deutschen nach Australien Frage führte. Ministerialdirektor Kriege erklärte, daß Deutschland energische Gegenstände unter- nommen habe und daß wenigstens bezüglich der in China anstehenden Deutschen die Gefahr der Deportation abgemindert zu sein scheint. Auch Abgeordneter Stresemann, der über das Schicksal der im tropischen Klima zurück- gehaltenen Kolonialdeutschen sich erkundigte, erhielt die erfreuliche Antwort, daß ein Teil dieser Landsleute bereits zurückgeführt sei, der Rest wohl bald folgen werde.

Die eigentliche Militärdebatte brachte dann eine Reihe von Beschwerden der Abgg. Rumm und v. Trampczynski, welche letzterer namentlich parader sagte, daß die polnischen Landarbeiter zwangsweise zurückgehalten würden. Man habe sie leinzeitig nach Deutschland gelockt, ohne ihnen zu sagen, daß sie nicht mehr zurück- kehren dürften.

Das „Ereignis“ des Tages aber war eine große Rede des unabhängigen Sozialisten Dr. Gohn-Deffau, der mit dem ganzen Gilt seiner Beredsamkeit und dem ganzen Kanatismus seiner Anschauungsweise gegen die Wählende zu Felde zog, die ja namentlich billig, die aber die äußerste Rinde naturgemäß nur allzu gern für ihre Zwecke ausbeutet. Er wiederholte den Vorwurf gegen die Oberste Heeresleitung, daß sie Politik treibe und zog insbesondere gegen den Oberstleutnant Nicolai zu Felde, der den General Lubendorff politisch beeinflusse. Er ging dann auf unser Vorgehen in den Nachbarstaaten, namentlich in Schweden und Estland ein, die man ausgeplündert habe. Schließlich aber protestierte er gegen die Heeresberichte, die den Kronprinzen oder den Kaiser als Sieger feierten, während doch die Soldaten die Felder leeren: das Belohnungs- dieses Krieges dürfe nicht zur Verherrlichung einer einzelnen Familie ausgenutzt werden. Einen Frieden werde dieser Krieg niemals bringen, auch wenn wir Sieger blieben. Wohl aber bestände die Gefahr, daß der Kampf in das eigene Land und das eigene Volk hinein- getragen werde.

Der Vizepräsident Dove war während der ganzen Rede bemüht gewesen, wenigstens die größten Entgleisungen zu parieren. Schließlich

waren die bürgerlichen Parteien, bis auf wenige Mitglieder der Rechten, aus dem Saale ge- wandert. Später zog eine ganze Reihe von Vertretern des Kriegsministers auf, um dar- zulegen, wie die Klagen des Abgeordneten Gohn teils unberechtigt, teils übertrieben seien.

Der Kriegsminister begnügte sich mit der kurzen Feststellung, daß der Krieg nicht von einer Familie geführt werde, daß es vielmehr ein Gristenkampf des Volkes sei unter Führung seines Kaisers.

Gegen Ende gab es noch ein weiteres Zwischenpiel. Dr. Müller-Münchener erklärte ausdrücklich, daß seine gestrigen Bemerkungen nicht gegen die aktiven Offiziere gerichtet gemein seien und auf keinen Fall so verstanden werden dürften, als habe er diesen vorwerfen wollen, sie überließen die gefährlichen Stellungen den Offizieren des Vertrauensstandes. Der Kriegsminister dankte dem Abgeordneten ausdrücklich für diese lokale Feststellung.

Die beiden Gejagten wurden einem Ausschuss überwiesen, der Gest angenommen. Über die Entschlüsse wird bei der dritten Sitzung abgestimmt werden.

Das Haus vertagte sich bis zum 20. d. Mts.

Politische Rundschau.

Deutschland.
* Die Personalunion zwischen Sachsen und Litauen ist noch immer Gegenstand der Verhandlungen. Die verlaute, hat sich Staatssekretär v. Rühlmann nach Stutt- gart begeben, um die maßgebenden Persönlich- keiten zu veranlassen, die Personalunion zuzu- stimmen. Die Mehrheit des litauischen Landes- rates hat bekanntlich den Wunsch, daß ein Mitglied des württembergischen Königshauses, der Herzog v. Urach, die Krone Litauens er- halten solle. Es bleibt nun abzuwarten, wie die Dinge sich entwickeln werden; in jedem Falle darf man annehmen, daß die litauische Krontrage in absehbarer Zeit erledigt sein wird. — Von anderer Seite wird übrigens erklärt, daß Staatssekretär v. Rühlmann in Stuttgart und Darmstadt lediglich Antrittsbesuche gemacht habe.

* Die in den letzten Tagen vielfach erdörte Anregung auf Einführung gleich- loier Wochen ist vom sächsischen Landes- lebensmittelamt ausgegangen. Das Kriegs- ernährungsamt hat die Frage aber zunächst nicht als dringend angesehen. Indessen wird die vorgeschlagene Einrichtung kaum noch zu vermeiden sein, da die Milchzeugung irgendwie gesichert werden muß. Es ist damit zu rechnen, daß die fleischlosen Wochen Mitte August be- ginnen, wenn die neuen Kartoffeln zur Ver- fügung stehen und die Brotationen wieder die alte Höhe erreicht haben werden. Selbst- verständlich werden die fleischlosen Wochen ein- ander nicht direkt folgen, sondern über längere Zeiträume verteilt werden.

Die Anträge auf Einführung der Verhältniswahl in Bayern standen im Landtage zur Beratung. Das Zentrum will die Verhältniswahl nur in den großen Städten eingeführt wissen. Derelben Meinung sind die Konservativen. Der Bauernbund da- gegen steht auf Seite der Antragsteller, der Fortschrittler und Sozialdemokraten, die die Verhältniswahl für das ganze Land verlangen. Der Minister des Innern erklärte, daß das Landtagswahlrecht in keinem Bundesstaat ver- hältnislos sei als in Bayern. Er sei im Grunde auch für die Verhältniswahl, obgleich diese auch ihre Nachteile habe. Es fehle aber eine ver- fassungsmäßige Mehrheit für eine solche Gelees- änderung.

Finnland.
* Die Regierung hat im Landtage eine Ge- setzesvorlage über die Einführung der Monarchie in Finnland eingebracht. Die Stimmung ist im ganzen Lande überwiegend für die Monarchie. Obwohl die jungfinnische Partei sich gegen die Einführung der monarchi- schen Staatsform ausgesprochen hat, veröffent- lichen 118 bekannte Persönlichkeiten einen Aufruf, worin sie sich als entschiedene Anhänger der Monarchie bekennen.

Die Geschwister.

1. Roman von G. Courtois-Mahler.

Frau von Gohegg sah mit sorgenvoller Miene über ihr Haushaltbuch gebeugt. Wieder und wieder rechnete sie die Zahlenreife herunter. Es blieb immer das gleiche Resultat.

Schmerzhaft legte sie die Feder beiseite. Dann überprüfte sie die kleine Summe, die sie ihrem Geldtäschchen entnahm.

Hier Mark und sechzig Pfennige. Damit sollte sie noch zehn Tage auskommen, sollte für sich und drei Kinder den Lebensunterhalt bestreiten. Bei den verteuerten Lebensmitteln war das ein schwieriges Unternehmen.

Verzagt ließ sie ihren Blick in dem einfachen Wohnzimmern umherstreifen. Es war mit wenigen, sehr schlichten Möbeln ausgestattet. Trotzdem vertiet es in diesen Kleinigkeiten das Wollen sorgloser, geschickter Frauenhände. Es war sauber und behaglich, und ein Hauch von Distinktion lag über dem kleinen Zimmer. Frau von Gohegg rechnete noch einmal von neuem, mit einem unstillen, bedrückten Gefühl. Plötzlich horchte sie auf. Draußen im Schloß der Korridor für drehte sich ein Schicksal herum. Wenige Sekunden später trat ein schlankes Mädchen ein. Sie trug ein schickstes Kleid aus dunkelblauem Cheviot, sah aber darin so bild- schön und vornehm aus, daß Frau von Gohegg Augen in zärtlichem Staue aufschlugen. „Gottlob, daß du da bist, Kind, — ich fühlte

wieder einmal über meinem Rechnungsbuch und kann nicht zu Ende kommen.“

Gabrielle von Gohegg trat zu ihrer Mutter heran und blühte über deren Schulter in das kleine Buch. Ihr erstes, junges Gesicht mit den klugen dunklen Augen und feingekrümmten Wogen hatte sich einen Moment verdüstert. Nun lächelte sie aber freundlich zur Mutter herab.

„Quale dich doch nicht immer wieder damit, Mama, es wird ja doch nichts dadurch geändert. Daß du nur das nötige ausgidst, ist gewiß, und was übrig bleibt, wird durch das ange- strengteste Rechnen nicht vermehrt.“

Die alte Dame sah mit dem frühererweichten, sorgenvollen Gesicht zu ihrer Tochter auf.

„Damit hast du leider recht. Ich Kind, ich weiß diesmal nicht, wie ich bis zum Ersten auskommen soll.“

Das junge Mädchen strich liebevoll das graumelierte Haar aus der Mutter Stirn.

„Sorge dich doch nicht so viel, Mama. Du reißt dich auf dabei und kannst doch nichts ändern.“

Sie zog ein kleines Portemounaie hervor und schüttelte den Inhalt vor der Mutter auf den Tisch.

„Da — hier ist Geld in Menge. Sech- undzwanzig Mark. Damit kommen wir sehr gut aus, nicht wahr?“

Frau von Gohegg wehrte sich nicht ab. „Nicht doch, Gabi. Dies Geld hast du dir verdient, und es war doch für eine neue Winterjacke bestimmt. Du brauchst sie so not- wendig.“

Gabrielle lachte leise.

„Sollt ich leben, wie sein ich zu einer neuen Winterjacke komme.“

Sie packte aus einem Papier etwas aus und legte es der Mutter hin.

„Was willst du mit diesen Wenden, Gabi?“

„Damit besetze ich meine alte Jacke, ganz nach einem neuen Model, das ich im Schaufenster sah. Die schadhafte Stellen werden verdeckt und zugleich wird meine Jacke modern und elegant. Sollst ich sehen, es geht ganz gut.“

„Weiß, gutes Kind, ich weiß sehr wohl, daß es durchaus nicht so gut geht, wie du mir glaubhaft machen willst. Ich weiß auch, daß du dich sehr auf eine neue Jacke gefreut hast.“

„Aber Mutterchen — daraus, daß ich die Wenden schon gekauft habe, kannst du doch er- sehen, daß dein Geldmangel ohne Einfluß auf meinen Entschluß blieb. Ich hätte mir auch ohne dieses kleine Päckchen gelohnt. Die Idee mit den Wenden leuchtete mir auch so ein.“

„Und außerdem wußtest du ganz genau, daß ich, wie immer, zum Monatsanfang deine Hilfe brauchte. Du bist ein gutes, liebes Kind, meine Gabi. Ich weiß, du bringst uns, wie so oft, mit klärendem Gesicht ein Opfer. Aber ob- gleich ich es weiß, ich muß es annehmen, wenn ich keine Schulden machen will.“

Gabrielle's Gesicht wurde ernst und blaß.

„Um Gotteswillen, keine Schulden mehr, Mama. Du weißt, wie schwer es uns wird, abzupahlen, was wir für Fred aufnehmen müßigen. Lieber die äußersten Einschränkungen aufzulegen.“

„Jedoch — ja! Vernichte dich, Gabe! Wenn du mir noch wasjanzig Mark gibst, komme ich gut aus. Freilich — ich hätte dich gar zu gern in einem hübschen, neuen Paletot gesehen.“

Gabrielle beugte sich nieder und küßte die Mutter.

„Bin ich dir nicht ohnehin schön genug?“ fragte sie scherzend. Ihre Augen sahen dabei recht trübsinnig über den Kopf der Mutter hinweg.

Die alte Dame streichelte sie zärtlich.

„Wir bist du immer gleich lieb und schön, meine Gabi. Aber sieh, — ein hübsches etel ist jede Mutter auf ihre Tochter. Wenn ich mir manchmal ausmale, wie du in eleganten, vor- nehmen Toiletten aussehst müßest — ach, Kind — ich glaube, es gäbe keine andere Wonne für mich.“

„Mutierle, unvernünftiges, liebes Mutierle. — willst du mich mit Gewalt etel machen? Schämte dich doch, Schämte dich. Und nun packe ichleunigst dein dummes Rechnungsbuch ein, und da — nimm das Geld.“

„Nicht alles, Gabi. Nur zwanzig Mark. Das übrige verwende wenigstens für dich.“

Gabrielle steckte die übrigen sechs Mark wieder in ihr Portemounaie und nahm es an sich.

„Und qu, laut ich mir eine Mütze dafür.“ scherzte sie.

„Paß du neue Arbeit mitbekommen, Gabi?“

„Ja, Mama. Zwei Läufer und eine Decke. Du kannst die Läufer haben, die sind mir gar zu fein. Ich arbeite die Decke.“